



## Mache Deine Seele frei!

Roman von **Erich Ebenstein.**

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ein Blick wurde noch düsterer. Ungekrümmt wehrte er mit der Hand ab.“

„Gern hier? Ja — das ist's eben. Das Schmachvolle . . . nichts ist der Mensch als ein jammervolles Gewohnheitsstier. Gewohnheit — he, wie das „gewöhnlich“ klingt, nicht? Und doch ist's eine Bestie, die einen langsam verfrachtet, wenn man sich ihr nicht entzieht. Immer die verfluchte Anpassungsfähigkeit: im Großen wie im Kleinen. An Schmerzen und Freuden . . . gern hier? Jawohl . . . und der Saig in San Pietro d'oro? Und die Vergangenheit . . . bin ich wirklich so'n elendes Luder, daß ich das vergessen konnte?“

„Vergessen hast Du's wohl nicht, Pa. Aber alles Leben ist ewiger Wechsel. Grünt nicht auch die Erde neu im Frühling? Warum willst Du Deine Seele zwingen, still zu stehen?“

„Gemein ist's! Niederträchtig gemein! Weißt Gott, wenn ich 'nen großen Namen dafür hätte — Liebe, Ehrgeiz — ja dann! Aber bloß, weil die Materie sich wohl fühlt in einem behaglichen Zimmer neben dem Tischlein deek' dich . . . bloß weil's ihr wohl ist bei all der Bequemlichkeit — gemein ist das!“

Serena lachte.

„Weißt Du, wie Du bist, Pa?“

„Na?“

„Wie ein Asket, der sich eigenförmig in jeine unwirtliche Höhle vertrieben möchte und glaubt, der liebe Gott hätte was davon, wenn er ihn in Schmerzen und Nengsten preist und sich opfert, ihm zuliebe. Derweil derselbe liebe Gott ihm doch die schöne, sonnige Welt gegeben hat, damit er sich freue daran. Du jagtest einst, Mamas Geist sei stets um Dich —“

„Hier nicht. Hier nicht . . .“ stieß Maitotti erregt heraus. „Das quält mich eben . . .“

„Lieber Papa — warum willst Du dem, was tot ist, die Ruhe nicht gönnen? Und Dir selbst? Hast Du nicht genug gelitten, genug gebüßt für ein einziges hartes, unüberlegtes Wort?“

Maitotti sprang auf.

„Nein! Ich fühl's ja, wie ich hier langsam erschlaffe und zahm und ruhig werde und mich zuweilen so niederträchtig wohl fühle — dann hinterher, wenn ich mit mir allein bin, kommen die Vorwürfe! Du weißt nicht wie stark . . . nein, es ist beschloffen: morgen reiten wir!“

„Ich nicht, Papa.“

„Serena!“

„Nein — ich nicht.“

„Dann — er warf ihr einen wilden Blick zu — „dann geh' ich allein! Zurück nach San Pietro d'oro — zu Deiner Mutter. Was soll ich ihr sagen, wenn sie mich nach Dir fragt?“

Serena sah ihn weich an.

„Du wirst sie nicht mehr finden dort, Pa. Und wenn: Dann wird sie Dir sagen, daß Du zurückkehren sollst zu ihrem Kinde, daß Du genug gelitten hast und daß es nicht Sünde ist, wenn Du

Die ganze Nacht verbrachte er mit Backen und zwecklosem Aufundniederwandern. Am Morgen reiste er wirklich ab, ohne daß Serena oder Mila noch einen Versuch machten, ihn zu halten.

### 14. Kapitel.

Eines Morgens — Serena war eben von einem Morgenpaziergang aus dem Prater heimgekehrt — fand sie ein Telegramm aus München vor.

Es war vom Ausstellungskomitee und enthielt die Nachricht, daß ihr Bild „Schiffbruch“ mit dem vollen geforderten Preis verkauft sei. Ein Wiener Kunstfreund habe es erworben mit der Bedingung, das Bild sofort ausgefolgt zu erhalten, da er es in der eben eröffneten Wiener Ausstellung dem dortigen Publikum vorführen wolle.

Mila, die vor ihrer Staffelei saß, warf, als sie die Depesche gelesen hatte, Pinsel und Palette fort und tanzte in ausgelassener Freude herum.

„Nein, die Freude! So jubeln Sie doch, Serena — das erste Bild und gleich verkauft! Tausend Mark! Und nun hängt es hier in der Ausstellung mit dem Zettel „verkauft“ und alle Welt wird es bewundern. Das muß doch Eindruck machen. Paffen Sie auf, nächstens regnet's Bestellungen — das große Glück ist da!“

Serena stand grübelnd am Fenster und legte zerstreut die eben ausgezogenen Handschuhe in die dafür bestimmte Kassetten.

Mila stieß sie ärgerlich an.

„Na — so freuen Sie sich doch ein bißchen! Sie haben doch alles erreicht, was man überhaupt wünschen kann.“

„Alles?“

„Nanu! Was ist denn das für eine Leichenbittermiene? Sehen Sie doch mich an! Da mal' ich und mal' ich seit Jahren, und wenn ich jedes Jahr so viel verkaufe, daß ich auskomme, ohne zu verhungern, dann bin ich schon glücklich.“

„Nicht verhungern — das ist doch noch nicht Glück?“

„Gott, was seid Ihr Maitottis für eine schwerfällige Kasse! Immer die Rosinen vom „großen Glück“ — man muß die Karren nehmen, wie sie fallen. Und was wollen Sie denn überhaupt? Jung, schön, ohne Sorgen, geliebt von allen Seiten — Herrgott von Mannheim, was wollen Sie denn noch?“

„D — nichts —“

„Bah!“ Mila trat dicht an die Skollegin heran. „Soll ich's Ihnen sagen, was Ihnen noch fehlt?“

„Nun?“

„Liebe! Das heißt, geliebt werden Sie ja — aber selber wollen Sie's spüren, wie das ist. Zu sich.“

„D nein, liebe Mila. Ich habe ja — ich war doch —“

„Verheiratet — na ja. Aber der Mann war Ihrer doch nicht würdig, den konnten Sie eben nicht lieben.“



Ein 75jähriger Ritter des Eisernen Kreuzes.  
Hauptmann August Würth aus Freiburg i. B., welcher seit Oktober 1914 als Führer eines Artilleriebatallions im Einsatz steht, wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Seine sieben Söhne stehen mit ihm im Felde.

nach einer verfehlten Jugend das bißchen friedliche Behagen annimmt, das das Leben Deinem Alter noch schenken will.“

Maitotti schüttelte eigenförmig den Kopf und verließ das Zimmer.

„Sie irren. Wir verstanden uns nur nicht. Er wollte eine Frau, die sich glücklich fühlte in der Enge, die uns damals umgab. Und ich —“ sie senkte tief auf, „ich suchte, so lange ich denken kann, die Freiheit.“

„Und die konnten Sie neben ihm nicht finden?“

„Nein.“

„Dann haben Sie ihn doch auch nicht geliebt?“

„O ja —“

Die kleine, runde Materin schritt pfeifend im Aftler auf und ab. Dann blieb sie ärgerlich vor Serena stehen:

„Mein liebes Kind — sind Sie da nicht auch ein bißchen verichoben gewesen?“

„Ich? Wiejo?“

„Na, mit dem Drang nach Freiheit und so weiter — bewegen braucht man doch einen Mann, den man lieb hat, nicht gleich davonzurennen!“

„Es kamen andere Dinge dazwischen. Lächerlich dumme, kleine, wenn ich sie jetzt in der Erinnerung überblicke, aber damals doch entscheidend. Der wahre Grund unserer Trennung konnten sie nicht sein — der lag doch wohl tiefer — eben in dem Durst nach Freiheit bei mir und in der Abneigung dagegen bei ihm.“

„So. Gut! Sie meinen doch nur die innere Freiheit — denn jene andere der Emanzipierten, die sich gegen äußere Fesseln wehren, die lag Ihnen wohl nicht im Sinn, sonst müßten Sie jetzt, wo Sie sie haben, doch völlig zufrieden sein?“

„Natürlich geistige Freiheit!“

„Kind, Kind, wie verworren sieht's in Ihnen aus! Haben Sie sich denn nie ernstlich gefragt, was Freiheit eigentlich ist?“

„Ja — aber —“

„Aber aufgegangen ist Ihnen der wahre Sinn dafür nicht? Haben Sie sich nie gesagt: Freiheit, das kann mir keiner nehmen oder geben, das ist ein Schatz, den ich in mir selber haben muß? Eigentlich ist's ja einfach: Freid ist der, der alles versteht und begreift, jeden Standpunkt, jede Denkweise. Denn dieses Verstehen hebt uns empor über alle Unfreiheit, über jedwede Fessel — ich kann's vielleicht nicht ganz klar ausdrücken, was ich meine — nehmen wir ein Beispiel: Da steht ein armer, verhungertes Gassenjunge dem Marktweib einen Apfel. Nun gibt es Leute, die dabei nur Verständnis für die Polizei haben. Andere, die sich „Freidenkend“ genug fühlen, um den Gassenjungen zu verstehen, aber beileibe nicht die „engherzige“ Polizei, die das als Diebstahl bestraft. Wieder andere, die mit dem Marktweib fühlen —

„morgen kann der Junge ja auch uns befehlen!“ Was meinen Sie nun? Vielleicht steht unter den vielen unfreien auch ein wirklich freier, der sich jagt: „Ich begreife sie alle drei, denn jeder hat von seinem Standpunkt aus recht: der hungrige Junge, daß er stiehlt, das Weib, welches wütend darüber ist, und die Polizei, welche straft. Wer weiß, ob ich — wahr — ich ein hungriger Junge — nicht so gut den Apfel genommen hätte, wie ich als Schutzmann den Jungen festgenommen hätte? Der so denkt, hat das, was ich Freiheit nenne. Und diese Freiheit ist das höchste, was wir erringen können, sie macht weise, gerecht und milde, und sie ist völlig unabhängig von äußeren Dingen, daß sie auch in Kerker — denkbar ist. An dieser Freiheit hätte Sie weder Ihr Mann, noch Ihre engherzige Verwandtschaft hindern können.“

Serena antwortete nicht. Sie hatte sich niedergesetzt und stützte den Kopf in die Hand. Ihr war sehr elend zu Mute.

Was Mila da aussprach — hatte sie es nicht selbst in letzter Zeit oft dunkel gefühlt? Wenn sie mehr über den Dingen gestanden hätte damals — sie mit Humor und Verständnis genommen hätte und mit der Dreifachheit bewußter Liebe Richard an sich gegend hätte, dann — ach, dann wäre vielleicht alles anders gekommen.

Blind — Albrecht allein hatte das richtige Wort für ihren Seelenzustand gehabt. Blind war sie gewesen.

Mila stieß sie an.

„Sind Sie mir böse?“

„Ich? Sie Liebe, Gute, Klare! Hätt' ich Sie nur früher gefunden!“

„Na — nur nicht rühmriegl werden! Man erlebt ja schließlich nichts unnou — alles führt zur Entwicklung. Und nun wollen wir die Vergangenheit lassen und an das Gute der Gegenwart denken. „Schiffbruch“ ist verkauft — rührt Sie's denn gar nicht, Serena?“

„Doch. Ich freu' mich ja.“

„Wer wohl der „Kunstfreund“ sein mag? Ach, daß sie nicht mal den Namen nannten. Was meinen Sie, Serena — wenn's Sendthausen wäre?“

Serena hob erschrocken den Kopf.

„Ach — nein! Das wäre mir gar nicht lieb!“

„I warum denn? In der letzten Zeit war er doch ganz nett, nicht? Gar nicht zudringlich — oder stellt er sich mir vor mir so?“

„Nein. Er ist ganz anders jetzt. Dennoch —“ Sie wurde unterbrochen durch einen Ausruf Milas, die beroffen auf den Kiesweg wies, der vom Gartentor nach dem Pavillon führte.

„Sie bekommen Besuch, Serena — sehen Sie nur die Gräfin Peil! Hü — die Ehre!“

Sie lief lachend hinaus, um zu öffnen, während Serena sich verwirrt erhob. Was wollte denn die Gräfin bei ihr? Sie war ja gar nicht mehr dort gewesen —

„Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt — dann muß Mohammed wohl zum Berg gehen!“

Mit diesen Worten rauschte die Gräfin, ein lebenswürdiges Lächeln auf den Lippen, herein. Sie war in großer Toilette, duftete nach Veilchen und streckte Serena beide Hände entgegen.

„Liebe, liebe Frau Erler, warum lassen Sie sich denn gar nicht mehr bei uns sehen? Hab' ich das verdient?“

Serena stammelte eine Entschuldigung.

„Na, ich weiß —“ die Gräfin klopfte Serena mütterlich auf die Wange, „mein Nefse hat mir ja alles erzählt. Die romantische Geschichte, wie Sie Ihren Vater wiederfanden und dann, daß Sie mit Kleienidritter der Verühmtheit entgegengehen. Darum sei Ihnen auch alles gnädig verziehen. Wissen Sie, woher ich jetzt komme?“

„Nun?“

„Aus der Ausstellung. Ihr Bild — „Frühling“ — o, hatte ich nicht recht damals, als ich jagte: eine große, große Künstlerin? Mein Nefse war mit mir dort. Ganz glücklich! Ganz stolz! Daß er Ihnen so nahe steht — ihr haben Sie ja nicht so kalt gestellt wie leider uns andere Sterbliche — Sie sehen mich erstaunt an? Mein Gott, das sollte doch kein Vorwurf sein — ich bin ja zu Ihnen gekommen in der Freude meines Herzens, begeistert wie ein Badsich — „Du mußt sie umarmen, Du mußt sie küssen für das Bild!“ jagte ich mir. Mein Nefse wollte natürlich mit — aber diesmal — ja — diesmal müssen Sie schon mir zuliebe ein Viertelstündchen auf seine Gesellschaft verzichten —“

Die Gräfin umarmte und küßte Serena wirklich. Kuß und Umarmung waren wie die Pärtlichkeiten auf der Bühne, nur markiert.

Serena fühlte beides kaum. Die letzten Worte der Gräfin machten sie unruhig. „Ein Viertelstündchen auf seine Gesellschaft verzichten“ — glaubte die Frau denn, Sendthausen säße den ganzen Tag hier?

„Oder — ja, das war's! Die Gräfin hatte eine Tochter, welche Sendthausen liebte und die Mutter geschickt hatte, um die Nebenbuhlerin auszuforschen. Arme Mutter! Serena war mit einemmal ganz Mitgeföh, und hatte nur mehr den einen Wunsch, die Gräfin zu beruhigen über diesen Punkt.“

„Wollen Sie denn nicht Platz nehmen, Gräfin? Es ist so lieb von Ihnen, sich selbst zu mir zu bemühen — und das ist doch nicht Ihr Ernst, daß ich Sie kalstellen wollte, während ich andere bedrohte?“ jagte sie herzlich. „Ich malte eben mit

ganzer Seele an dem Bild und vergaß darüber die Augenwelt.“

„Nun — ich begreife es ja. Und mein glücklicher Nefse gehörte ja schon damals für Sie nicht zur profanen Augenwelt! Er spielte, glaub' ich, Ihren Lehrer oder Berater — oder irte ich mich? Stand er Ihnen schon damals vielleicht näher als wir — dachten?“

Serena wurde dunkelrot. „Endlich läßt sie die Maste fallen!“ dachte sie. Und dann jagte sie, der Gräfin voll und klar in die Augen blickend:

„Liebe Gräfin, wozu spielen wir eigentlich Komödie? Sie sind nicht meines Bildes wegen gekommen, sondern nur, weil Sie denken — wenigstens deuten Sie es in den letzten Minuten wiederholt an —, daß Ihr Nefse hier eine Ausnahmestellung einnimmt und Sie gerne wissen möchten —“

Die Gräfin richtete sich steif auf, und jede Liebeshwürdigkeit verschwand aus ihrem Anlit.

„Meine Liebe, diese Annahme geht denn doch zu weit. Ich bin mir nicht bewußt — oder hätte ich Sie wirklich um so intime Herzensangelegenheiten gefragt —“

„Ja. Sie fragten, ob Ihr Nefse schon damals —“

„Ihr Freund war? — Gott ja — dabei ist doch nichts?“

„Und ich antwortete Ihnen,“ fuhr Serena unbeirrt fort, „daß mir Baron Sendthausen weder damals noch heute nahesteht, wie Sie sich auszu-drücken beliebt. Schon das Wort „Freundschaft“ wäre ein viel zu weiter Begriff für meine Geföhle ihm gegenüber, und ich muß Sie wirklich bitten —“

Die Gräfin lachte plötzlich auf.

„Mein Gott, es klingt fast, als ob Sie mich beruhigen wollten über Ihre Beziehungen zu Gustav! Liebe Frau, ich bin doch alt genug, um zu wissen, daß ich keine Frau in Herzensangelegenheiten in die Karten genau läßt! Bin auch gar nicht neugierig — wirklich. Wozu rechtfertigen Sie sich denn eigentlich?“

„Ich —? Rechtfertigen?“

„Nun ja, Sie tun wenigstens so.“ Die Gräfin musterte einen Augenblick die schlante, junge Gestalt in dem silbergrauen Gewand, das in weichen Falten herniederfiel, und über dem das golden flimmernde Haar wie eine Krone saß. Dann fuhr sie mit beizendem Lächeln fort: „Da Sie meine taktvolle Absicht nicht verstehen wollen, kann ich ja offen reden: Ich habe mich nie um die Liebshaften meines Nefsen bekümmert — derlei findet schließlich von selbst ein Ende, früher oder später — wenn ich diesmal eine Ausnahme machte, so war es nur, weil Sie ihn in meinem Hause kennen lernten und ich — aus Achtung vor Ihrer Künstlerhaft — Ihnen in meiner Freundschaft einen Rückhalt vor der Welt geben wollte. Das ist vielleicht lächerlich großmütig gedacht — aber — Sie sollten es wenigstens anerkennen!“

Serena hatte nur ein Wort behalten: Liebshaften. Alles in ihr flammte vor Entrüstung. „Gräfin — Sie glauben doch nicht — von mir, daß ich — o nein, das können Sie nicht glauben!“

Stoßweise kamen die Worte heraus. Gräfin Peil lächelte kalt.

„Was? Sie werden doch hoffentlich nicht so töricht sein anzunehmen, daß Baron Sendthausen Sie zu seiner Gemahlin machen will?“ — Serena hörte nur den Hohn, nicht die lauernde Frage im Ton der Gräfin. Sie richtete sich stolz auf.

„O nein, — fürchten Sie nichts! Es gelüftet mich nicht im mindesten, Baronin Sendthausen zu werden, obwohl Ihr Nefse mir tatsächlich seine Hand antrug. Aber verbitten muß ich mir auf das entschiedenste, daß Sie meine Person ferner mit so schmutzigen Verdächtigungen in Verbindung bringen. Und damit ist unsere Unterredung nun wohl zu Ende. Sie wissen, was Sie wissen wollten, nicht wahr?“

Die Gräfin war bleich geworden. Ein verzerrtes, haßerfülltes Lächeln lag auf ihrem Antlitz. Nervös zerrte sie an ihren Handschuhen.

„Ja — danke. Seine Hand also — nun, meinen Glückwunsch — ich dachte nicht — nein, wirklich, das hielt ich nicht für möglich, daß wir in ein verwandtschaftliches Verhältnis zueinander treten würden!“ Sie stand auf und wandte sich zur Tür. „Freilich — es kommen wunderliche Dinge vor auf Erden —“

„Sie vergessen, Gräfin, daß ich gar keine Sehnsucht habe, „Baronin“ zu werden,“ bemerkte Serena ruhig, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Die Gräfin wandte den Kopf noch einmal und streifte sie mit höhnischem Blick.

„Was das betrifft, werden Sie mir wohl einen kleinen Zweifel gestatten. Sie sind sehr naiv — geben sich weitensichts so — aber für so naiv halte ich Sie doch nicht.“

Ein kurzes, höhnisches Kopfnicken, und die Tür fiel hinter ihr zu.

Gleich darauf steckte Mila lachend den Kopf herein.

„Bravo! Das haben Sie famos gemacht — ich kann wirklich nichts dafür, daß ich alles hörte. Sie wissen, die Wände sind sehr dünn in unserer „Villa“, und Sie sprachen beide gar nicht „gedämpft.““

Serena war gar nicht zum Lachen aufgeleitet. Sie zuckte ärgerlich die Schultern.

„Ach, lassen Sie doch! Es ist so furchtbar niedrig und gemein! Ach hätte nie gedacht, daß eine Gräfin so aus der Rolle fallen könnte.“

„Und Sendthausen hat Ihnen wirklich keine Hand angetan?“ fuhr Mila mit echt weiblicher Neugierde fort. „Das hätte ich ihm bei all seiner Liebe für Sie gar nicht zugetraut. Der Mensch ist am Ende besser, als wir dachten!“

Serena antwortete nicht. Sie bereute schon, daß sie sich zu dieser Indiskretion hatte hinreißend lassen. Aber es blieb ihr ja keine andere Waffe dieser bodenlosen Inzolenz gegenüber.

Mila trat zu ihr und fuhr ihr mit der Hand über die finster gefaltete Stirn.

„Weg mit den Sorgenfalten — die stehen Ihnen gar nicht. Hören Sie lieber, was ich mir ausgedacht habe: wir laden Max, Klara und Ihren Vetter Albrecht für heute abend zu einer kleinen, intimen Feier ein. Anlaß: der Verkauf des „Schiffbruch“. Zweck: ich will schon lange um das trauliche „Du“ bitten — darf ich, Serena?“

Serena fiel der Freundin um den Hals und brach plötzlich in Tränen aus.

„Ob Du darfst? Du Gute — Beste! Natürlich!“

„Herrgott, warum weinst Du denn aber nun?“

„Ach — ich weiß nicht . . .“

Es war wirklich Sendthausen, der Serenas „Schiffbruch“ gekauft und dessen nachträgliche Unterbringung im Künstlerhaus durchgejezt hatte.

Nun hing das Bild neben dem „Frühling“, und man drängte sich davor.

„Eine Dame, jagen Sie, hat das gemalt?“ fragte jemand unter den Beschauern.

Man betrachtete den „Frühling“ mit plötzlich erwachtem Interesse.

„Um — ein starkes Talent, zweifellos. Diese Kraft! Und dieses Verständnis für Licht — ja, ja, die Frauen heutzutage! — Und ernsthafte Absichten hat der Sendthausen? Hätt' ich denn Mann gar nicht zugetraut — wissen Sie's bestimmt, Märker?“

„Todsücher. Bei Peils sind sie ja wütend! Er hat den „Schiffbruch“ angekauft und sich die Füße windgelaufen, um den besten Platz für die beiden Bilder zu bekommen. Sein Stammschloß an der Donau wird bereits von Grund aus renoviert, er hat eine Menge Künstler dafür engagiert, Bildhauer, Maler, Architekten, Kunstgewerber — na, Geld hat der Mann ja, und vernarrt ist er auch genug in seine „Madonna Serena“, wie er die Erler nennt. Er hat sich derart in die schöne Erler

verliebt, daß er sie partout zur Baronin Sendthausen machen will!“

„Ach, ah, wirklich? Eine Bürgerliche?“

„Gott, Künstlerinnen sind ja immer ebenbürtig!“

Die Kritiker gingen weiter.

Vor Serenas Bildern war es leer. Nur einer war zurückgeblieben, stand noch davor und starrte mit kalt funkelnden Augen auf die Leinwand.

Es war Richard Erler.

Sah er, was da vor ihm auf der Leinwand eine stumme Sprache redete?

Er war zum erstenmal in der Ausstellung heute und hatte zufällig jedes Wort mit angehört, das neben ihm gesprochen wurde.

Nun starrte er auf die beiden Bilder und hörte im Geiste noch immer die Stimme, die so ungeheuerliche Dinge erzählte —

Hätte ihn da einer narren wollen? Sendthausen? Wer war der Mensch? Wie kam man dazu —?

Er starrte immerzu auf die Bilder — „starkes Talent“, „Kunstwerke“, hatte das nicht einer gesagt? Er sah nur Farbenflecken — weiß — grün — gelb — ein Nebel voll tanzender Funken lag vor seinen Augen —

Ach, wozu denn schauen, wenn man nichts sieht? Wozu war er überhaupt gekommen? Graf Dorby hatte ihn befragt — richtig —

Mit leerem Blick sah er um sich. Dann wandte er sich um und stürzte fort, als sei jemand hinter ihm her.

15. Kapitel.

„Wieder heiraten? Baronin werden? Wie willst Du denn das anfangen, meine Beste? Du glaubst wohl, es kostet Dich nur ein Wort: „Lieber Richard, sei so gut und veranlasse das Nötige —“ oder „meinst Du nicht, ich hätte nun lange genug Deine Frau geheißt? Ich habe Dich ja „böswillig verlassen“, die Sache geht ganz leicht. Du begreifst doch, ich will Baronin werden —“ Oder willst Du das nicht? Liebst Du den Menschen etwa? — Klar — der dritte Pinself heute, der entzwei geht. Teufel —“

Richard Erler hockte auf der Leiter im Speisesaal des Palais Dorby, dessen Wände er mit Bildern schmückte, und sprach es laut vor sich hin. Dann grinst er die blonden Sirenen an, die sich in blauen Wasserfluten wiegten, und an deren Haar er soeben gemalt hatte.

„Mädchenmüdes Zeug“, murmelte er grimmig, „alles blond — blond — und das süßliche Lächeln, so schmeichlerisch — prüf Teufel! Etwas mehr Vernunft, meine Damen! Haltung! Kälte —“

Er begann plötzlich laut zu pfeifen, tauchte den Pinself in eine Mischung von gebrannter Siena und Beinischwarz und übermalte das flimmernde Blond.

„Herrgott, was tun Sie denn da, lieber Erler?“ jagte eine Stimme von unten. „Was fällt Ihnen ein? Diese scheußliche Haarfarbe —“

Richard pinselfte ruhig weiter.

Graf Dorby stand unter der Tür des Speisesaales, eine Zigarette im Mund, und starrte verblüfft nach oben.

„Sie machen sich wohl einen Scherz mit dem stumpfen Braun?“

„Gar nicht. Ich finde die Sirenen entzückend so!“

Erler fing wieder an zu pfeifen. „So leben wir — so leben wir — so leben wir alle Tage —“

„Um — Sie sind ja ungeheuer vergnügt!“

„Bin ich. Ungeheuer!“

„Das ist ja sehr erfreulich — bloß, warum verhängen Sie unsere schönen Sirenen?“

„Verhängen — wie? Blond ist schweißlich langweilig. Ach, lassen blonde Frauen.“

„Ach, gehen Sie, steigen Sie lieber mal herunter von Ihrem Gerüst und sehen Sie sich's erst an! Das ist ja reiner Vandalismus.“

„Nebrigens wollt' ich Sie fragen, ob Sie nicht mit mir spazieren fahren wollen?“

Erler spielte mit den Pinseln, die er in der Hand hielt. Dann stieg er von der Leiter.

„Warum nicht? Malen oder ausfahren — 's ist ja ganz egal.“

Er stieß die gebrauchten Pinsel in ein Gefäß mit Schmierseife und warf die Palette auf den Tisch. Alles achlos, fahrig, mit zerstreutem Blick.

Graf Dorby sah ihm kopfschüttelnd zu. Er war ein Mann Mitte der Vierzig, groß, schlank, mit braunen Augen, einem wohlgepflegten Schnurrbart und vornehmen Zügen. Er kannte Erler erst seit kurzem, aber er schätzte ihn hoch als Künstler und liebte ihn als Menschen von Herz und Charakter.

Das tägliche Beisammensein hatte eine Art Freundschaft zwischen ihnen ausgebildet, und das war gut, denn Graf Dorby hoffte, Erler werde sich bestimmt entschließen, die Expedition nach Tibet und Persien mitzumachen.

Bisher war er ihm stets ruhig und nüchtern erschienen. Ein Mensch, der zielbewußt arbeitete, sehr anständig dachte und sich gar nicht auf den „verrückten Künstler“ hinauspielen wollte.

„Was tun Sie denn nur? Was ist in Sie gefahren, Erler?“ jagte der Graf halb lachend, halb erstaunt, denn Erler schien seine Gegenwart ganz vergessen zu haben.

Er war an eines der Fenster getreten und jagte einer Fliege nach, die an den Scheiben entlang irrte.

Erler wandte sich um.

„Sie ärgert mich — ich wollte — ja so, wir sollen ja wohl ausfahren?“

„Wenn es Ew. Liebden genehm ist, aus höheren Regionen zurückzufahren — ja!“ lachte Dorby. „Fängt der Mensch Fliegen!“

Erler sah ihn unsicher an.

„So — 'ne Fliege war's? Meininetwegen. Nebrigens, Graf, Sie sind ja stets versiert in solchen Dingen — Sendthausen — Baron Sendthausen — wer ist denn das?“

„Gustav Sendthausen?“

„Ob er Gustav heißt, weiß ich nicht.“

„Na, es wird schon der Richtige sein. Meines Wissens gibt's nur einen Sendthausen in Wien, den Keissen der Gräfin Peil —“

„Ja — das ist er!“

„Nun — ein recht netter Junge. Steinreich, bildschön,“ Dorby lachte; „wenigstens finden's die Weiber — Kunstmäcen, Hans in allen Gassen —“

„Lump also —“

„Gott bewahre! Was fällt Ihnen ein, Erler? Wie kommen Sie darauf? Bloß leicht verliebt und ein bißchen slatterhaft. Daran sind die Frauen schuld, die ihn eben vernötheten. Sonst kann man ihm gar nichts nachjagen.“

„Das ist alles?“

„Um — gegenwärtig kurriert eine sonderbare Mär von ihm — gestern beim FIVE o'clock der Gräfin Gang war die Rede davon: Sendthausen will solide werden. Soll sich ernstlich verliebt haben in eine junge Künstlerin und sie sogar heiraten wollen —“ Der Graf unterbrach sich jäh. Eine Ahnung stieg in ihm auf. Natürlich — sie hieß ja auch Erler — eine Verwandte vielleicht?

„Kennen Sie die Künstlerin vielleicht, Erler? Sie trägt den gleichen Namen wie Sie: Serena Erler — interessieren Sie sich deshalb für Sendthausen?“

Erler lachte plötzlich höhnisch auf.

„Ach? Gott, es war so 'ne Frage — interessieren? Was denken Sie —? Gehl's mich etwas an, wenn der Mann so närrisch ist, heiraten zu wollen?“

Er begann plötzlich wie verrückt im Zimmer herumzurennen. Es war ein Glück, daß man der zu malenden Fresken wegen einen großen Teil der Möbel entfernt hatte, denn Erler achtete nicht auf das, was ihm im Wege stand. Kückischlos stieß er Stühle beiseite und hätte die Leiter sicher umgerannt, wenn Dorby sie nicht schleunigst in eine Ecke gehoben hätte.



Dabei suchte er mit den Händen herum und stieß abgerissene Säge heraus.

„Heiraten? Politisch verbieten sollte es der Staat. Jawohl — Liebe — Liebe — da denkt man wunder weiß wie erhaben davon, und dann ist alles Blech! — Meine Einwilligung? Sehr — ohne die geht es doch nicht — übrigens, sehr gerne, gnädige Frau! Mit dem größten Vergnügen! Sie brauchen weder „bitte“ noch „danke“ zu sagen.“

„Erler!“ rief Graf Dorby, dem die ganze Sache ebenso unheimlich wie unverständlich war. „Was ist über Sie gekommen? Sie rasen — oder sind Sie krank?“

Erler fuhr sich durch die braunen Locken, zerrte nervös an seinem Spitzbart und begann dann mechanisch Pinsel und Palette zu reinigen.

Dann warf er, ohne zu antworten, sein Samtjacket, das er beim Arbeiten zu tragen pflegte, ab, zog den schwarzen Salonrock an und stellte sich vor den Spiegel.

Er nahm den Taschentamm in die Hand, als wolle er sein Haar in Ordnung bringen, vergaß es aber wieder und blieb, mit leerem Blick auf sein Spiegelbild starrend, inmitten des Zimmers stehen. Graf Dorby trat endlich besorgt zu ihm.

„Lieber Erler, wir kennen uns noch nicht lange, aber daß ich Ihnen von Herzen gut bin, wie ein wahrer Freund, das müssen Sie doch schon gemerkt haben! Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie drückt?“

Der Maler machte eine abwehrende Bewegung mit der Schulter.

„Was soll mich drücken? Nichts,“ sagte er schroff.

„Doch — es ist Ihnen etwas passiert — heute morgen waren Sie doch noch guter Dinge und jetzt —“

„Jetzt bin ich's eben nicht. Meine Stimmungen sind doch mein Eigen — oder nicht?“

Pflichtig bejahte er sich, drückte Dorbys Hand und sagte entschuldigend:

„Wenn Sie wirklich mein Freund sind, Graf, dann bitte, lassen Sie mich jetzt allein. Es gibt Stunden, wo einem jeder — auch der wohlmeinendste Mensch — wie ein — Feind erscheint.“

Er ritz seinen Hut an sich und stürmte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinaus.

Kopfschüttelnd sah ihm der Graf nach. Daß in dem stillen Menschen jold ein Feuer brannte, hätte er für unmöglich gehalten. Was ihn nur so außer Rand und Band brachte? Doch Sendthausens Verlobung?

Schon der Abend sollte Graf Dorby Aufklärung bringen. Er traf in der Oper mit der kleinen Baronin Eva zusammen, die von allem Neuem stets das Neueste wußte. Natürlich kam die Rede auch auf Baron Sendthausen.

„Sagen Sie, Baronin, ist es wahr, daß Sendthausen sich verheiraten will?“ fragte Dorby.

„Natürlich. Mit der Malerin Erler, deren Bilder jetzt Sensation machen. Manderscheid soll sie heute erst für ein Talent ersten Ranges erklärt haben. Alle Welt spricht von dieser Verlobung — Sendthausen selbst hüllt sich noch in geheimnisvolles Schweigen und lächelt nur vielsagend, wenn man ihn fragt. Tatsache ist aber, daß er sein Schloß neu einrichten läßt.“

„Nennen Sie die Dame?“

„Jawohl. Sie wurde mir einmal bei Peils unter dem Künstlernamen „Morgane“ vorgestellt. Eine hübsche, vornehm aussehende Person mit blondem Haar und fast schwarzen Augen.“

„Da wissen Sie vielleicht auch, ob die Dame eine Verwandte des Malers Richard Erler ist?“

„Richard Erler? Kenne ich nicht!“

„Eines der jüngsten Talente, die München gegenwärtig besitzt. Das heißt, so sehr jung ist er ja nicht. Er wirkte nur inzwischen einige Jahre als Professor in einer Kleinstadt — wie heißt das Nest nur? Nichtig, Schloßstadt! Dann erst sattelte er wieder um, ging nach Würzburg und errang dort mit seinem „Prometheus“ einen durchschlagenden

Erfolg. Gegenwärtig malt er in meinem Palais, und ich hoffe ihn für meine Expedition als Reisebegleiter zu gewinnen.“

Die kleine Baronin legte den Finger an die Nasenspitze.

„Aem — hat ihn schon! Schloßstadt! Natürlich — und Professor! Das muß Frau Erlers Mann sein. Mrs. Flint — die Engländerin, welche bei Peils unterrichtet — erzählte mir einmal im Vertrauen der Erler ihre Geschichte. Sie stammt aus Schloßstadt, war dort mit einem Professor verheiratet, die Ehe steinunglücklich — ensin — man trennte sich eben! Der Mann ist jetzt in Wien? Finden Sie das nicht furchtbar pikant vom Zufall, Graf —? Wenn sich die beiden nun so unerwartet irgendwo trafen in der Gesellschaft? Schade, daß Peils heute an die Riviera reisten, das hätte sie riesig interessiert —“

Seine Frau also!

Der gute Graf Dorby konnte den Gedanken den ganzen Abend über nicht los werden. Armer Kerl! Darum war er so verstört. Gewiß liebt er sie noch immer.

Spät abends klopfte er noch an des Malers Tür. Es war eine unbedeutende Angst in ihm und ein warmes Gefühl der Teilnahme, das ihm fortwährend zuflüsterte: „Du darfst ihn nicht sich selbst überlassen. Wenn je, so braucht ein Mensch in seiner Lage jetzt einen Freund um sich.“

„Was ist's?“ fragte Erlers Stimme rauh von innen.

„Ich bin's, lieber Erler — Dorby — sind Sie schon zu Bett?“

„Ja. Wünschen Sie etwas?“

„Ach nein. Ich wollte nur — wenn Sie noch auf gewesen wären, hätt' ich mich auf ein Kladderstündchen eingeladen. Aber Sie sind wohl schon müde?“

„Sehr.“

„Na, dann gute Nacht. Und verzeihen Sie die Störung.“

Drinnen wurde etwas Unverständliches gerummelt. Es konnte ebenjogur „gute Nacht“ heißen als: „Scher Dich zum Teufel.“

Der Graf entferte sich zögernd. Er war eine viel zu liebenswürdige Natur, um Erlers Gebaren übel zu nehmen. Er zerbrach sich noch im Einschlafen den Kopf, wie er den „armen Kerl“ auf gute Manier von Wien weglocken könnte.

„Hierbleiben darf er auf keinen Fall,“ war der Schluß seiner Denkfungen, „am besten ist's, ich bitte ihn, mit mir für ein paar Wochen nach Paris zu reisen. Da kommt er auf andere Gedanken und inzwischen hat sich die Geidichte hier überlebt. Wenn diese blonde Nemida erst Sendthausens Frau ist und in ihrem Schloß an der Donau sitzt, kräht kein Hahn mehr nach ihr.“

(Schluß folgt.)

## Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czjgan.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

So soll man, Ihrer Ansicht nach, nur als sein Eigentum betrachten, was man durch eigene Arbeit und eigenen Fleiß verdient hat?“

„Ganz sicher. Dahin müßte es kommen. Jedem falls aber sollte man sich ebenso wenig gedemütigt fühlen, wenn man zu seinem Vorwärtskommen die Hilfe eines reicher Begüterten in Anspruch nehmen muß, wie man mit zufällig in seinen Besitz gelangtem Reichtum prunken darf. Ich halte beides für gefährlich, denn beides vermag uns von der vollständigen Entwicklung unserer Fähigkeiten abzuhalten.“

Trante sah sinnend zum Fenster hinaus. Ähnlich wie Jost Kainer hatte auch der Stiefvater gesprochen. Auch der hatte oft betont, daß er für seine Person stolz darauf sei, nach einer in Dürftigkeit verlebten Jugend sich seine jorgen-

freie, angelehene Stellung allein durch eigenes Verdienst geschaffen zu haben.

Ein leises Krächeln kam über sie bei dieser Erinnerung. Bestand eine Lehnlichkeit der Gesinnung zwischen dem Stiefvater und dem Gatten Tante Albertes? Scheu sah sie auf. Sie begegnete keinen auf sie gerichteten Augen. Für Sekunden blieben ihre Blicke aneinander haften. Und plötzlich ging es wie eine Erschauung durch sie beide. Ihre Gesichter wurden schneeweiß. Ihre Augen groß und starr.

„Mein! Mein! Weißt Du nicht, daß wir zusammengehören? Daß wir eins sind innerlich? Daß wir von Anfang an zusammengehört haben?“ flammte es in den beiden auf.

„Sei wie Du bist. Hart oder weich. Heiß oder kalt. Dein muß ich sein und bleiben,“ zuckte es in den ihren.

Hart sah nervös in dem Zimmer umher. Er beteiligte sich fast gar nicht mehr an der Unterhaltung. In der Sofoade des Musikzimmers saßen Frau von Ulfelder mit Ernst und Möringer neben der Hausfrau. Heith hatte sich an den Flügel gesetzt und spielte gegen ihre Gewohnheit die schwermütigsten Melodien. Im Erler des Wohnzimmers standen Traute und Kainer. Wo aber war Christel? Er hatte sie hinausgehen sehen, als die anderen ihn gratuliert. Vergebens hatte er bisher auf ein liebes Wort über sein Werk aus ihrem Munde gewartet. Er stand endlich auf und ging zur Tür. Auf der anderen Seite des Korridors, dicht neben der Küche lag ein schmales Zimmer. Es war Ernst Erchs „Atelier“. Freilich verdiente es seiner Einrichtung und Ausgestaltung nach diesen Namen kaum. In der Ecke nahe der Tür stand eine eiserne Chaiselongue. An der gegenüberliegenden Wand ein langes Regal, das mit Mappen und losen Blättern angefüllt war. Vor dem einzigen, mäßig breiten Fenster ein vierediger Arbeitstisch und in seiner Nähe eine Staffelei. An den Wänden hingen zahlreiche Skizzen und Studien. Es brannte kein Licht in dem Zimmer. Nur der Mond, der gerade vor dem Fenster stand, erhellte es schwach. Hart wollte, nachdem er einen Blick hingeworfen hatte, die Tür enttäuscht wieder zugehen. Aber er bemerkte noch im letzten Augenblick auf der Chaiselongue eine zusammengekauerte Gestalt. Sie hatte sich scheinbar beim Öffnen der Tür in die dunkelste Ecke zurückgezogen, um nicht gesehen zu werden. Schnell ging er näher.

„Christel,“ rief er mit gepreßter Stimme. „Haben Sie mir nichts zu sagen, gar nichts?“

Sie stand auf und strich langsam ihr Kleid glatt. Ihr Gesicht sah sehr blaß aus dem matten Mondlicht. In ihren Wimpern glaubte er Tränen Spuren zu erkennen.

„Ich war müde,“ sagte sie matt. „Ich hatte auch Kopfsch. Darum wollte ich mich für ein paar Minuten zurückziehen. Aber freilich — ich hätte Ihnen erst Glück wünschen müssen. Natürlich. — Ich —“

Er sah sie groß an. Sie wurde verwirrt unter diesem Blick. Aber sie richtete sich noch einmal standhaft auf und zwang sich zu einem kühlen, ruhigen Ton.

„Also ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Burgk. Uebrigens wissen Sie es ja auch von selbst, daß wir alle Ihnen das Beste für Ihre Zukunft wünschen.“

„Und Sie hegen auch genau dieselben freundschaftlichen Gefühle für mich, wie Sie alle?“ Nicht wahr, Fräulein Christel, das wollen Sie mir mit Ihren freundschaftlichen Worten klarmachen?“

Sie nickte.

„Sie wissen das ja, Herr Burgk.“

„Natürlich.“

Er nahm plötzlich ihre Hände und zog die feine Gestalt dicht an das Fenster in das volle Mondlicht. Mit verzehrendem Blick sah er auf ihr hell-schimmerndes Haar, auf die breiten, dichtbe-



wimperten Lidern, die sich über ihre Augen gesenkt hatten.

„Sieh mich an, Christel!“ herrschte er leidenschaftlich. „Sieh mich an und sage mir noch einmal, daß ich Dir nichts bin, als ein gleichgültiger Bekannter, ein Freund höchstens, ein Bruder etwa. Sage mir das in die Augen, wenn Du es kannst.“

Sie versuchte es, die Lidern aufzuschlagen und ihn abweisend anzusehn. Aber schon nach wenigen Augenblicken ging ein schmerzliches Zucken um ihren Mund. Aufschluchzend legte sie die Hände vor das Gesicht.

„Warum quälen Sie mich, Harry? Sie wissen, daß ich Ihnen nichts sein kann. Warum glauben Sie mir nicht?“

„Warum ich Ihnen nicht glaube? Ich habe es Ihnen schon gesagt: Ich will Ihren Augen glauben. Aug' in Auge will ich mein Urteil hören.“

Er wartete vergebens darauf, daß sie ihm ihr Gesicht zuwandte. Sie ließ sich auf den Stuhl am Fenster fallen und legte den Kopf auf den Tisch. Es lag etwas so Hilfloses in ihrer Haltung, etwas so Schreues, Angstvolles in ihrem Wesen, daß plötzlich inniges Mitleid mit ihr in ihm aufstieg. Er zog einen Stuhl dicht neben den ihrigen und versuchte, ihren Kopf behutsam in die Höhe zu heben.

„Christel, fürchtest Du Dich? Hast Du gar kein Vertrauen zu mir? Fühlst Du nicht, wie über alles Maß ich Dich liebe? Daß ich ohne Deine Liebe zugrunde gehe?“

Er hatte, ohne es zu ahnen, das rechte Wort getroffen, um ihren Widerstand zu brechen. Sie richtete sich von selbst auf und schlang die Arme um seinen Hals. Mit nassen Augen sah sie ihn an.

„Zugrunde gehn? Du zugrunde gehn — o Gott — Sie schluchzte noch einmal auf, dann lehnte sie den Kopf fest an seine Brust. Er zog sie mit heisser Härlichkeit an sich. Aber sie machte sich bald wieder frei.

„Harry, ich habe es Dir nie sagen wollen, und ich habe mich immer bemüht, Dir nicht zu zeigen, wie es in mir aussieht. Ich habe gedacht, es ist besser für Dich und mich. Aber vielleicht ist es auch gut, wenn wir ganz ruhig darüber sprechen.“

Er legte wieder den Arm um sie und bog ihren Kopf zurück.

„Mein süßes, kleines Mädel, nun, ich endlich weiß, daß Du mich lieb hast, ist mir alles recht, was Du mir zu sagen hast. Du sollst nun ganz über mich und mein Leben bestimmen.“

Sie lächelte wehmütig. „Wirklich, Harry? Versprichst Du mir das? Willst Du mir voll und ganz vertrauen?“

„Voll und ganz, Liebchen.“

Sie umschlang ihn fester und presste die Lippen auf seinen Mund. Wie ein Taumel des Glückes kam es über ihn bei ihrer leidenschaftlichen Umarmung.

„So lieb' ich Dich!“ flüsterte sie. „Hörst Du, Harry, so lieb' ich Dich! Du hast mir gesagt, Du möchtest ohne meine Liebe zugrunde gehen. Nun weißt Du, wie ich Dich liebe. Nicht wahr, nun weißt Du es? Nun wirst Du nicht zugrunde gehen?“

„Nun will ich nicht zugrunde gehen, Liebchen!“

„Dann laß mich los, Harry!“ Sie versuchte es, seine Hände zu lösen. „Nun laß mich los.“

Sie sah ihn so stehend an, daß er nicht widerstehen konnte. Sie ließ sich in ihren Stuhl zurückgleiten, befehlte aber keine Hand in der ihren.

„Es ist etwas Köstliches daran, zu wissen, daß man die große, volle Liebe eines Menschen besitzt oder auch — befehlen hat. Daran sollst Du immer denken, Harry. Auch später, wenn Du — vielleicht mit einer — anderen — glücklich sein wirst. Du sollst niemals mit Mitleid oder mit Selbstvorwürfen an mich denken. Ich werde immer glücklich sein in der Erinnerung an diese Stunde. An Deine Liebe. Mein ganzes Leben lang.“

Er hob unruhig den Arm. Aber sie wich zurück. In ihr Gesicht trat ein schwärmerischer Ausdruck.

„Du hast mir vorhin versprochen, daß Du mir ganz vertrauen wolltest. Du darfst es auch, Harry, denn — es kann Dich niemand, niemand mehr lieben, wie ich. Aber sieh — gerade deshalb — siehst Du — Harry — gerade deshalb darfst Du Dich nicht an mich fesseln.“

Wieder hob sich sein Arm, und wieder wich sie zurück.

„Laß mich Dir erst alles sagen, Harry. Vielleicht verstehst Du mich dann.“

Sie stand auf und trat an das Fenster. An dem leisen Beben ihrer feinen Gestalt sah er, wie erregt sie war. Es stürmte in ihm. Aber zugleich legte es sich auf sein Herz wie schwere, lähmende Angst, daß sie wirklich für ihn verloren sein könnte. Er fühlte sich unsäglich aufzujehren. Sie kam auch nach wenigen Augenblicken ruhiger zurück.

„Du kennst uns nur als frohe Menschen. Mutter und Hetty und mich. Mutter und Hetty

man da. Wie heiß verlangt man oft, und wie immer, immer heißt es: entlagen!“

Er sah erschüttert auf sie herab.

„Christel, so schwer hast Du daran getragen! Aber nun soll alles anders werden. Wenn Du mein bist —“

„Nein, nein! Um Gottes willen, Harry, Du sollst das nie erfahren. Du bist frei. Du sollst Dich nicht an mich binden. Du sollst nicht in dieselben kleinlichen Verhältnisse.“

„Aber Christel, ich kenne das doch. Ich bin doch selbst arm.“

„Du hast bisher für Dich allein zu kämpfen gehabt, denn Deine Angehörigen leben in guten Verhältnissen. Da kennst Du nicht die Bitterkeit der Armut. Siehst Du, die lernt man erst kennen, wenn man andere, die man lieb hat, ringen und entbehren sieht.“

„So schlimm ist es bei Euch aber doch nicht, Christel.“

„So schlimm ist es. Wir haben freilich immer in einer anständigen Wohnung leben, uns mäßig gut ziehen, auch sonst nach außen hin uns, so was man nennt, standesgemäß zeigen können. Das mußten wir doch auch schon unserer Berufstätigkeit wegen. Aber was haben wir innerlich entbehrt, was haben wir so gewissermaßen in unseren vier Wänden an Enttäuschung, Entsagung, Demütigung hinuntergeschluckt und überwinden müssen!“

„Wenn es Dir nun aber an meiner Seite besser ginge, Christel? Ich bin heut' voller Hoffnung auf endlichen Erfolg. Christel, wenn mein Drama einschlägt, wenn es mir vielleicht große Summen einbringt —“

„Vielleicht! Ach, Harry, wie lange warte ich schon auf solch ein „vielleicht“. Schon als Backfisch, weißt Du, malte ich es mir immer als das Köstlichste aus, daß Vater „vielleicht“ ganz gesund werden, Ernst „vielleicht“ nicht mehr die kostspieligen Kuren brauchen, oder irgend ein unbekannter, reicher, alter Verwandter uns sein Vermögen vermachen und uns so „vielleicht“ aus aller Not reizen könnte. Ich hatte ja genug aufgeschnappt aus denleise geführten Beratungen meiner Eltern, um zu wissen, daß Papas armes Sorgengesicht nicht allein von der Krankheit bleich war, daß wir nicht so unendlich einfach und zurückgezogen lebten, nur weil Mama es für unsere Erziehung zuträglicher hielt, wie sie es uns oft genug entgegenzuhalten versuchte, wenn sie uns jedes unschuldige Vergnügen, an dem sonst alle Schulgefährtinnen teilnahmen, jeden kleinen Genuß, der eine Circausgabe erfordert hätte, verlagern mußte.“

Harry hatte sich auf die Chaiselongue in die dunkle Ecke gesetzt und den Kopf in die Hände gestützt. Christels Bekenntnis ergriff ihn aufs tiefste. Ja, was gab ihm denn das Recht, ihr Leben an das seine fetten zu wollen, jetzt schon, da er bisher nicht imstande gewesen war, allein für sich zu sorgen? Was konnte er ihr mehr bieten als Hoffnungen? Hoffnungen, die ihn oft genug schon betrogen! Aber er versuchte doch noch einen Einwand.

„Christel, ich sehe ein, daß es geradezu grausam wäre, Dich wieder in unsichere, vielleicht sorgenvolle Verhältnisse ziehen zu wollen. Und ich verspreche Dir, ich will das nie tun. Aber ein Recht muß ich auf Dich haben! Gib mir Dein Wort, daß Du auf mich warten willst, so wie ich Dir das meine gebe. Betrachte Dich als meine Braut! Sei mein süßes, kleines Mädel, für das ich leben und arbeiten kann. Ich will dann nur noch daran denken, wie ich Dich schnell ganz zu erringen vermag. Ich will nichts mehr für mich haben. Ich will wie ein Tagelöhner arbeiten und schufeln. Und wenn wir erst mal verheiratet sind, will ich lieber heimlich Frondienst tun, als Dich je etwas entbehren lassen.“



Verwundetentransport im Hochgebirge.  
Ein verwundeter österreichischer Soldat wird aus der Feuerlinie geschafft.

sind es ja auch. Aber ich, weißt Du, ich — na ja, siehst Du, ich kann über etwas in unserem Leben nicht hinweg. Ueber — über — über unsere Armut!“

„Christel!“

„Wir sind arm. Armer, als Du ahnst.“

Nun sprang er doch auf und zog sie in seine Arme. Es jauchzte in ihm.

„Christel, dummer, kleiner Schatz, ist es das nur, was mich von Dir fern halten soll? Und davon, meinst Du, ahne ich nichts? Nun, dann will ich Dir alles bekennen. Deine Mutter hat mich lange in eure Verhältnisse eingeweiht. Lange schon, weil sie auch meinte, meine große Liebe zu Dir mit dieser Mittelung rechtzeitig dämmen und dämpfen zu können.“

„Du weißt alles — auch —?“

„Alles. Auch, daß noch immer eine alte Schuld abzutragen ist. Daß Ihr armen, lieben Tapferen Euch wund und tot an dieser alten Schuld schleppt.“

„Wund. Ja, Harry, man schleppt sich wund. Aber nicht nur an alten Schulden. Auch an der Armut schleppt man sich wund. Ach, wie viel Bitternis und Demütigung muß man auf sich nehmen, wenn man arm ist. Wie wehlos steht



Christel schauerte bei seinen letzten Worten zusammen. Dann ging sie mit ihrem leisen Schritt zu der Chaiselongue und kauerte sich neben ihn.

„Harry,“ fragte sie weich, „hast Du mich so wenig verstanden? Glaubst Du wirklich, ich fürchte die Armut für meine Person allein? Ach, Liebster, sieh! Dich in diesem Raum um. Er ist der passendste Ort für unsere Unterredung. Er hat unzählige Seufzer gehört, unzählige ungeweihte Tränen gesehen. Was glaubst Du wohl, was es Ernst gekostet hat und immer noch kostet, daß er tagaus, tagein Frondienste leistet, daß er seine Kunst ganz und allein auf den Broterwerb herabstimmen muß? Er galt einst für den begabtesten Akademiejünger. Seine Lehrer sprachen ihm ausnahmslos die glänzendste Befähigung zu. Alle prophezeiten ihm eine Zukunft. Was ist daraus geworden? Er muß fast ohne Unterbrechung wie ein Tagelöhner schuften, wie Du es nennst, und für Kunstgewerbe und Kunstverlag arbeiten. Denn Bilder verkaufen sich schwer, aber Geld muß unter allen Bedingungen geschafft werden. Ach, Harry, weder Mama noch Hettty wissen, was Ernst innerlich durchmacht. Aber ich sage Dir, ich, die ich es weiß, könnte es nicht ertragen, auch Dich so hungern und entbehren zu sehen. Dein großes Talent soll nicht verkümmern. Es ist genug an einem Opfer in unserer Familie.“

„Mein guter Geist!“ Harry ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen. „Mein tapferer, guter Geist! Ich verspreche es Dir: Es soll kein Opfer weiter gebracht werden. Du hast recht! Es gibt heilige Pflichten gegen die Gaden, die in uns gelegt sind, die nie verletzt werden dürfen. Auch — um unseres persönlichen Glückes willen nicht!“

Sie preßte ihr Gesicht mit den nahgewordenen Augen noch einmal fest an seine Brust.

„Jetzt hast Du mich verstanden. Lieber, Liebster, jetzt können wir Abschied voneinander nehmen!“

Es fing an zu dämmern. Hinter den großen Schaulenferstheiben flammte das elektrische Licht auf. Am Westhimmel aber glimmte noch das letzte Rot der hinter den lichtenäunten Wolken untergehenden Winter Sonne. Traute Burg ging mit schnellen Schritten durch die Lauenzienstraße ihrer Wohnung zu. Um sie war reges Leben. Damen in übermodernen Toiletten, elegant gekleidete Herren, ungerührt miteinander stierende Bacfische und Jünglinge fanden in Gruppen oder wanderten umher. Das breite Trottoir mit den glänzend dekorierten, lichtstrahlenden Schaulenfern in den Hintergrund wirkte stellenweise wie ein überfüllter Salon, in dem sich eine angeregte, muntere Gesellschaft auf das beste amüsierte. Traute hatte für das hünte Bild wenig Aufmerksamkeit. Sie ging ganz in sich gefeßt. Sie empfand nur wieder, wie oft schon, die Wohlthat des wundervollen Alleinseins mitten in der Menschenflut. Allein und für sich. Das war ihr jetzt das Liebste. Sie sah in der letzten Zeit viel zu Saule. Sie fürchtete sich vor jedem kurzen Ausgang, da ihr jeder eine Begegnung mit Jost Rainer bringen konnte. Taute Albertes Gatte! Brennend stieg die Blut noch jedesmal in ihr Gesicht, wenn sie an das letzte Zusammensein mit ihm dachte, an jene Augenblicke, in denen sie mit aufoderndem Glücksgefühl und stehendem Schmerz zugleich plötzlich ihr eigenes Herz verstanden hatte. Wie lange würde es dauern, bis sie die Erinnerung an diese furchtbare Stunde überwinden, bis sie ihm ruhig gegenüber treten konnte, ohne ihm durch einen Blick zu verraten, zu welcher Erkenntnis sie an jenem verhängnisvollen Abend gekommen war. Sie wäre am liebsten von Berlin fortgegangen, um ihm für immer aus dem Wege zu gehen. Aber wohin? Sie empfand es bitter, daß sie unter dem harten Druck des Stiepaters ängstlich und unselbständig geworden war. Sie fürchtete sich vor jeder neuen Veränderung. Hier hatte sie Harry, der ihr raten konnte. Hier hoffte sie sich allmählich durch ihre Arbeit allein durchbringen zu können. Sie war in

diesen Wochen unermüdlich fleißig gewesen. Schon das Verlangen, sich von der qualenden, inneren Unruhe freizumachen, trieb sie zur Arbeit. Am Vormittag saß sie vor der Maschine, um verschiedene ihr von Harry gebrachte Werke abzuschreiben. Die Nachmittage und Abende brachte sie am Schreibtisch. Sonderbarenweise machten ihr ihre schriftstellerischen Versuche, zu denen Möringer nach der Prüfung ihrer ersten Arbeiten geraten hatte, wenig Freude. Ihre Leistungen genügten ihr nicht. Die Ausdrucksweise kam ihr steif, die geschilberten Menschen leblos vor. Oft knitterte sie alle Blätter, die sie am Tage vorher beschrieben hatte, mutlos zusammen, um nochmals zu beginnen. Aber auch der neue Versuch befriedigte sie selten. Möringer redete indessen immer wieder zu, und Traute war trotz ihrer Mutlosigkeit froh über seine Zuersticht, denn gerade dieses heize Klingen mit einer Arbeit, die scheinbar über ihre Kraft und Begabung ging, half ihr am besten, für kurze Zeit wenigstens, ihren Herzenskummer zu vergessen. Zu Möringer hatte sie nach und nach volles Vertrauen gefaßt. Er kam nach Frau Bachmanns Ansicht und zu deren Verger viel zu oft mit irgendeinem fingierten Anliegen in ihr Reich, selbstverständlich freiz, wenn er Traute dabeim wußte. Frau Bachmann hätte am liebsten die Fenster der Stube mit Brettern vernagelt, um dem verräterischen Lichtschein zu wehren, oder Trautes Unwesenheit verleugnet, selbst wenn die Fenster hell schienen. Möringer aber lachte nur gutmütig zu diesen Anstrengungen und kam nach wie vor. Auch heute schien er da zu sein. Traute hörte beim Nachhausekommen schon auf der Treppe an der lauten Unterhaltung in der dicht neben dem Flur liegenden Küche, daß Besuch bei Frau Bachmann war. Als sie aber die Korridortür öffnete, flog ihr Hettty Erbach an den Hals.

„Menschenkind, leben Sie noch? Ich komme als Abgeordnete der Familie, um nach Ihrer Spur zu forschen. Wir haben uns die Köpfe nach allen Richtungen hin zerbrochen mit Vermutungen über Ihren Aufenthalt. Darauf, daß ich Sie noch vollständig lebendig, heil und ganz hier vorfinden würde, war ich eigentlich gar nicht mehr gefaßt nach Ihrem wochenlangen Sichtofstellen.“

Traute drückte Hetttys Hände.

„Hoffentlich ist es Ihnen allen gut gegangen in dieser Zeit.“

„Ach ja, danke. Das heißt eigentlich man — so — so. Oder noch eigentlicher — es geht mir augenblicklich miserabel. Ich bin in einer elenden Stimmung. Ich kann Ihnen sagen —“

Traute zog ihren Besuch schnell in ihr Zimmer. Sie wollte nicht, daß Frau Bachmann Zuhörerin von Hetttys lebhaftem Herzenserguß werden sollte.

Hettty vergaß nach ihrem Eintritt in Trautes Stube augenblicklich sofort ihre elende Stimmung. Sie sah sich sehr interessiert um und kritisierte in ihrer lustigen Weise die ganze Einrichtung. Möglicherweise aber machte sie wieder ein kummervolles Gesicht.

„Es gefällt mir sehr gut bei Ihnen,“ sagte sie in melancholischem Ton, „und Frau Bachmann scheint eine famose Wittib zu sein. Ich habe mich mit ihr sehr gut unterhalten. Aber sehen Sie, manchmal wirkt gar nichts belebend auf einen. Gar nichts. Man sieht die ganze Welt grau in grau. Man ist verzagt. Man ist niedergedrückt.“ Traute setzte sich neben ihren Gast auf das Sofa.

„Verzagt? Sie sind verzagt, Fräulein Hettty? Was ist denn geschehen?“

„Ach Gott. Alles mögliche. So ganz genau weiß ich selbst nicht, warum ich in der letzten Zeit nicht mehr recht lustig sein kann. Ich fühle mich schon ziemlich lange weltchmerzlich angehaucht, wissen Sie. Na, und nun sitze ich zu allem Unheil auch noch ohne Stellung.“

Traute sah teilnehmend auf. Gehe sie aber ein Wort des Trostes sagen konnte, fuhr Hettty fort:

„Ich werde ja schon wieder eine finden, davor ist mir nicht bange. Schließlich, wenn ich sechs gefunden, werde ich auch —“

„Sechs?! Sie können doch unmöglich schon sechs Stellen gehabt haben?“

Hettty zuckte gemütsruhig die Schultern.

„Warum nicht? Ich bin doch bereits 21 Jahre alt und hofmeistere von meinem 17. Jahr an herum. Sie meinen wohl, das ist so leicht, sich jedes bißchen Eigenart und Charakter abzugewöhnen? Das geht so ganz schmerzlos? Na, ich sage Ihnen, wenn ich mindestens erst noch sechs Stellen als Fräulein hinter mir habe, werde ich vielleicht müde und abgestumpft genug geworden sein, um auszuharren, auch wenn mir klar geworden ist, daß ein Fräulein gar keine Ansprüche und Rechte, dafür aber einen tiefenack voller Pflichten hat. Vorläufig wehre ich mich eben noch.“

„Haben Sie so wenig Glück mit Ihren Stellen gehabt?“

„Glück?“ Hettty zuckte wieder die Schultern. „Weiß der liebe Himmel, ob es überhaupt jemals ein Glück sein kann, sich in fremden Säulern mit fremden Kindern abzulagen. Ich fange an daran zu zweifeln. Und Sie können es mir glauben, ich bin einst sehr hoffnungsvoll, sehr vertrauenssüchtig und vorurteilsfrei an meine Aufgabe gegangen. Ich habe im Grunde Kinder fürchtbar lieb. Ich dachte es mir himmlisch, mich die ganzen Nachmittage mit ihnen beschäftigen zu können. Na — aber — was erlebt man so alles?! Ich komme mir manchmal alt und weise wie Methusalem vor, wenn ich denke, was für Menichentropfen — Blumen und Hagebutten ich bereits in meinen Sklavensahren kennengelernt habe.“

„Sklavensahre — Fräulein Hettty —“

„Sie können sie ruhig so nennen. 's fest wirklich nicht viel dran. Stellen Sie sich mal einiges von solch einer Stellung vor. Erstens: Man wird beim Eintritt ohne weiteres seines Namens beraubt. Von der Lehrerin der Kinder spricht man in der Familie als von Fräulein Lehmann, Fräulein Schulz, oder wie sie sonst heißt. Von der Schneiderin oder Putzmadam heißt es noch: morgen kommt die Hinz nähren oder die Kunz ausprobieren. Selbst die Köchin und das Hausmädchen behalten das Recht auf ihren Namen. Auch das Mündchen und die Kage. Das Fräulein aber! Na ja, das muß damit zufrieden sein, bei jedem und jeder im Haus als Sammelnamen zu gelten, sich sofort nach Uebnahme des Amtes, wie der Juchthäuser keine Nummer, die fasthannazige, völlig unpersonliche Marke 'Fräulein' anhängen und fortan seinen ihm gehörenden Namen ignorieren zu lassen. — Dann: Wir haben Familienanschluß, wenn wir aus guter, womöglich sehr guter Familie und selbstverständlich gebildet sind. Familienanschluß! — hm — was meinen Sie wohl, was das für uns bedeutet? Wir dürfen uns bei Tisch, der einzigen Gelegenheit nämlich, bei der wir mit der Familie zusammen sind, an das unterste Ende der Tafel klemmen, in der Rangordnung oft noch hinter dem Bacfisch oder dem Herrn Primaner, und beileibe weder mitreden noch mitsprechen, noch verlangen, daß man uns mit etwa anwesenden Gästen gebührend bekanntmacht. Dann: Wir sollen es verstehen, uns bei unseren Zöglingen in Respekt zu setzen, wir sollen ein heiteres Temperament und ein angenehmes Neuzere haben. In Sachen des Respekts aber rollt uns die gnädige Frau Mama oft selbst die dicksten Steine in den Weg, indem sie in Gegenwart der Kinder uns die unzweideutigsten Lebenswürdigkeiten sagt, wenn sie schlecht gelaunt ist. Und das heitere Temperament und das angenehme Neuzere müßten wir eigentlich so einrichten können, daß es nur für die Kinder wahrnehmbar ist. Erregt es zufälligerweise zugleich auch das Wohlgefallen eines der erwachsenen männlichen Mitglieder der Familie — dann Gnade uns Gott! Die vernichtendsten Blicke, Winke, Redensarten von seiten der Gnädigen sind uns genöth. Die über kurz oder lang erfolgende Verabschiedung wahr-

höhnlich. Dieser zuletzt erwähnten, angerechneten Seite meiner idealen Fräulein-Stellung verbande ich übrigens dieses Mal meine Kündigung."

Hetty hatte ihre lange Auseinandersetzung in ihrem gewöhnlichen fidelem Klaverton gehalten. Aber sie sah dabei mit auf die Hände gestützten Kopf, und bei dem letzten Satz ging ein leises Schwanken durch ihre Stimme. Es mochte ihr nicht so leicht und sorglos zumute sein, als sie scheinen wollte. Nach wenigen Augenblicken aber gab sie sich einen energischen Ruck, fuhr leicht, wie zufällig, einmal mit dem Taschentuch über die Augenlider und sah fragend auf die neben ihr sitzende Traute.

"Und dann noch eins, Fräulein Burg, sagen Sie mir mal ganz ehrlich und aufrichtig Ihre Meinung: Bin ich zu lebhaft und zu rebellig? Schwable ich, so was man sagt, zuviel?"

Diese Wendung in dem Gespräch kam Traute so überraschend, daß sie trotz ihrer ersten Teilnahme für die neue Freundin unwillkürlich auf-laden mußte. Ein vorwurfsvoller Blick traf sie dafür.

"Lachen Sie mich bloß nicht auch noch aus, Fräulein Traute. Ich sehe Sie an, nehmen Sie mich und meine Frage mal bittererast. Meine verlassene Gnädige, diese schreckliche Frau Konjul von Gut, hat mir nämlich in ihrer Abschiedsrede sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß ich die fette, schöne Stelle in ihrem Hause wahrcheinlich bis zu meinem seligen Ende behalten, daß der fidele Leutnant, ihr Bruder, wahrcheinlich mit keinem Auge nach mir gesehen und mit keinem Ohr nach mir gehört, wenn ich nicht so gräßlich vergnügt in der Kinderstube gelacht und so strafbar umbehangen mit der entzückenden, kleinen Sella, mit der ich nämlich ein Herz und eine Seele war, geplaudert hätte. Na, und dann sehen Sie, hat meine Mama mir das lezermal, als Sie alle bei uns waren, ja auch eine gräßliche Standpaufe gehalten und behauptet, es mache wahrhaftig keinen jehönen Ein-druck, wenn meine Stimme so ziemlich überall im Zimmer zu hören sei und ich mich in Gesellschaft mit meinen Wizen und Einfällen stets in den Vordergrund zu stellen suche."

Traute sah etwas verlegen in den Schoß. Ihr fielen unwillkürlich die Bemerkungen Möringers

über Hetty von Erbach an seinem Abend ein. Hetty beobachtete sie aufmerksam.

"Aufrichtig, Fräulein Traute," drängte sie, "bitte, keine Ausflüchte. Sagen Sie mir offen Ihre Meinung."

"Meine Meinung, Fräulein Hetty," antwortete Traute, sie warm anblickend, "ist die, daß Sie mir gerade so gefallen, wie Sie sind. Aber freilich Herr von Möringer z. B."

"Herr von Möringer?" Hetty sprang lebhaft auf. "Hat der sich etwa auch darüber geäußert?"

"Ja."  
"Und?"  
"Er meinte, er persönlich liebe keine lebhaften Menschen."

In Hetty's Gesicht flog glühendes Rot. Ihre Augen blitzten.

"So, also dessen Geschmack bin ich nicht. Na, Gott sei dank, daß ich das weiß! Den finde ich nämlich so anmaßend und eingebildet und über-haupt gräßlich, daß ich mich ordentlich darüber freue, ihm zu mißfallen. Dann ist die Sache ent-schieden. Dann bleibe ich eben, wie ich bin. Dann!"

Sie sah kampfbereit nach der Tür und den Fenstern, als hoffe sie, ihn irgendetwas erwidern und ihm auf der Stelle den Beweis liefern zu können, daß sie um feinerwillen auch nicht im geringsten geneigt sei, ihr Benehmen zu ändern. Zu ihrem Glück aber war von Möringer weder etwas zu sehen noch zu hören. Aus der Küche klang die ein-tönige Stimme Fröhgen's Bachmann's herüber, der wie gewöhnlich, laut seine Schulaufsagen herjagte. Dazu mischte sich die Musik niederrauchenden Regens. Es war alles ringsumher so still und friedlich, daß auch Hetty sich schnell beruhigte.

"Ist Harry in den letzten Tagen bei Ihnen gewesen?" fragte Traute, in dem Bestreben, Hetty völlig von ihrem Mißmut abulenken.

"Nein, der läßt sich fast ebenjowenig wie Sie sehen. Die Welt erregt mich in der letzten Zeit ziemlich aus den Fugen. Es ist alles bei uns wie ausgekorkt. Christel geht mit todblaßem Gesicht und verweinten Augen umher. Ernst ist schweigsamer noch als sonst. Selbst Murtel zeigt manch-mal ihr Sorgen Gesicht. Ach, und ich Unglücks-wurm! Wie nun auch so taten- und monetelos da. Es ist

öde, ich kann Ihnen sagen, sehr, sehr öde, Fräulein Traute. Ich wünschte wirklich, — ich — ich — sie zog plötzlich ihr Taschentuch und schluchzte laut auf. "Ich wünschte wirklich, ich wäre wenigstens ein ganz klein bißchen weniger temperamentvoll, als ich bin. Gewiß finden mich alle Menschen ganz abhüchlich."  
(Zersetzung folgt.)

### Kriegs-Allerlei

Die Empfindungen eines Verwundeten während der Schlacht. Einen interessanten Beitrag zur Psychologie der Verwundeten während des Kampfes bildet der folgende in der "Gazette de Loujanne" veröffentlichte Feldpostbrief eines russischen Offiziers. "Pflüch hatte ich das Gefühl, als erhielt ich einen Hammer Schlag in den Rücken. Der Stoß warf mich zu Boden, eigenliche Schmerzen empfand ich aber nicht. Und ich fragte mich erstaunt, was denn eigentlich geschehen sei. Es war, als trügen meine Schultern eine schwere Last, und ich dachte, daß eine Granatenerplo-sion in der Umgebung mich mit Erde und Sand übersüßet habe. Ich versuchte, mich zu erheben; aber es ging nicht. Eine leichte Lethetät behel mich, und ich blieb liegen. Die Lethetät wurde stärker, meine Schultern schienen zu brennen. Ich rührte mich nicht von der Stelle und wartete die Ge-schisse ab. Das Säusen der Granaten und Schrapnell's nahm zu. Es gelang mir einen Sad unter meinen Kopf zu schieben. Ich empfand Furcht; wenn plötzlich ein neues Geschöß mich treffen würde? Ich hob den Kopf; die Granaten plachten in ziemlicher Entfernung von mir. Einige Soldaten lagen regungslos auf dem Erdboden ausgebreitet. Durch Zufall fiel mein Blick auf meine Hände; sie waren voll Blut, ebenso meine Brust und eine Schulter. "Ich bin verwundet", dachte ich ohne Ueberraschung, "ich kann nicht weiter." Und nach zehn Minuten lang ohne Gedanken, ohne Empfindungen. Dann, als der Schmerz an Heftigkeit zunahm und immer brennender wurde, umkämpfte ich den Sad und schleppte mich mühsam dahin, bis ich aufgefunden wurde."

### Rästel-Ecke

Ein Ton zog durch die stillen Auren.  
Ich hing verträumt die kleine Sängerin. —  
Du schest still und stichst das Köpfchen hangen,  
Auf beider Stirn las ich der Sorge Spuren,  
Du bistest hüßer vor dich hin, —  
Daselbe hatten beide wir gefangen.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.  
Auflösung der Rästel in voriger Nummer:  
I. Regen. — II. Ruß.

Sie erweisen unseren tapferen Soldaten einen

## wirklichen Liebesdienst

wenn Sie Ihren Sendungen ins Feld 1 bis 2 Schachteln Fay's ächte Sodener Mineral-Parfitten beifügen.

Im Verlage der Preußischen Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW68, Ritterstraße 30, ist erschienen

### Plate, Handbuch für das Preuß. Abgeordnetenhaus

587 Seiten Großoktav. Das Buch enthält die Geschäftsordnung, die Preußische und die Reichsverfassung, eine sorgfältige Bearbeitung der Wahlvorschriften für das Abgeordnetenhaus, die Lebensbeschreibungen und Bildnisse aller Mitglieder des Hauses, eine ausführliche Statistik der letzten Abgeordnetenwahlen, die Programme und Wahlaufsätze aller Parteien, sowie eine Reihe interessanter finanzstatistischer Tabellen, worunter eine Zusammenstellung der Brutto- und der Nettoeats seit 1903. Es wird allen politisch interessierten Kreisen, namentlich den Wahlvereinen in Stadt und Land, aus Dringende empfohlen.

Preis in Leinwand gebunden ..... 7.50 M. .... Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

## JAGD- u. SCHEIBENGEGWEHRE

wie Doppelflinten, Büchseflinten, Drillinge, Birsch- u. Scheibenbüchsen, Vogelflinten, Teschins, Revolver u. Pistolen, alle Jagdgerätschaften, Munition, Raubtierfallen

beziehen Sie zu Original-Fabrikpreisen, daher am besten und vorteilhaftesten direkt aus der Gewehrfabrik von H. Burgsmüller & Söhne, Hoflieferanten Kreiensens (Harz) w 262.

Unsere Waffen-Spezial-Katalog, in einer Stärke von 272 Seiten, der interessanteste, reichhaltigste und lehrreichste der Waffenbranche, senden wir auf Verlangen gratis und franko ohne jede Kaufverpflichtung an jedermann.

## Garantie-Zopf

unverwüßlich im Tragen. Aus bestem ungefarbten Haar gearbeitet, 7,25, 13,50 und 20 Mark pro Stück franko gegen Nach-nahme. Kein Risiko. Umtausch oder Geld zurück. Bis jetzt nur glänzende Anerkennungen. Diskreter Versand als Doppel-brief. Bitte etwas Haar als Probe beizulegen.

## Haarversandhaus Stirnberg Bielefeld 60.

### 10 Jahre schön

bleibt so eine „Atama“-Strassenfeder, einzig von H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 10-12, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M., Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca 1/2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang, nur 1 M. Boas und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Aus-wahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton 13 M.

Echte Fuchs-Kolliers M. 45.— Pelzwarenfabrik Leipziger Strasse 58. I. nahe Spittelmarkt.

Der süß Gebirgs-Wacholderessig. Alkoholfreies Böhmerwaldessigmittel. 10 Pfund-Blechkanne M. 6.— 1 Pfund-Warenprobe für 30 Pf. bei Vorname und franko. Laboratorium P. Seifert, Dillwisch Nr. 62 bei Waldenburg, (Schlesien) Gebirge

Kilfschees in Autotypie und Strich Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

## Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu be-ziehen.

Die altbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht einlauende Blitz-Strick-Wolle. (Hief auch an Private (Muster franko) die Erfurter Garnfabrik Hoflieferant in Erfurt W. 247.

Beste Bettenfüllung sind die vorzüglich füllenden, sehr elastischen, echt schweißchen Monopol-Daunen (gefeuchtet geschüttelt) Pfund 2.35 M., 2-4 Pfund gewogen auf großem Oberbett, Vierfangen, Nacht, Bergpa, Feil, Gustav Prinzenstrasse 46 Berlin 190 Größtes Bettfedern-Spezial-geschäft Deutschlands.

Kaufe mein Bett. Sodseln rot, dick Daunentöper, große 1/2schlaf, Ober- u. Unterbetten u. 2 stellen mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett M. 30.—, daselbe Bett mit Daunentöper M. 35.—, Seiltes herrschaftl. Daunentöper M. 40.—, zweifach gefüllt jedes Bett M. 5.— mehr. Prädikat: Gebt auch d. Bettfedern hüßig. Nat. Preis: 30,000 Pfunden, 1050 Dantjareib. Bettfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

# Gegen Gicht und Rheumatismus

## nur Girheubin

**Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel**

Vollkommen unschädlich!

**Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit**

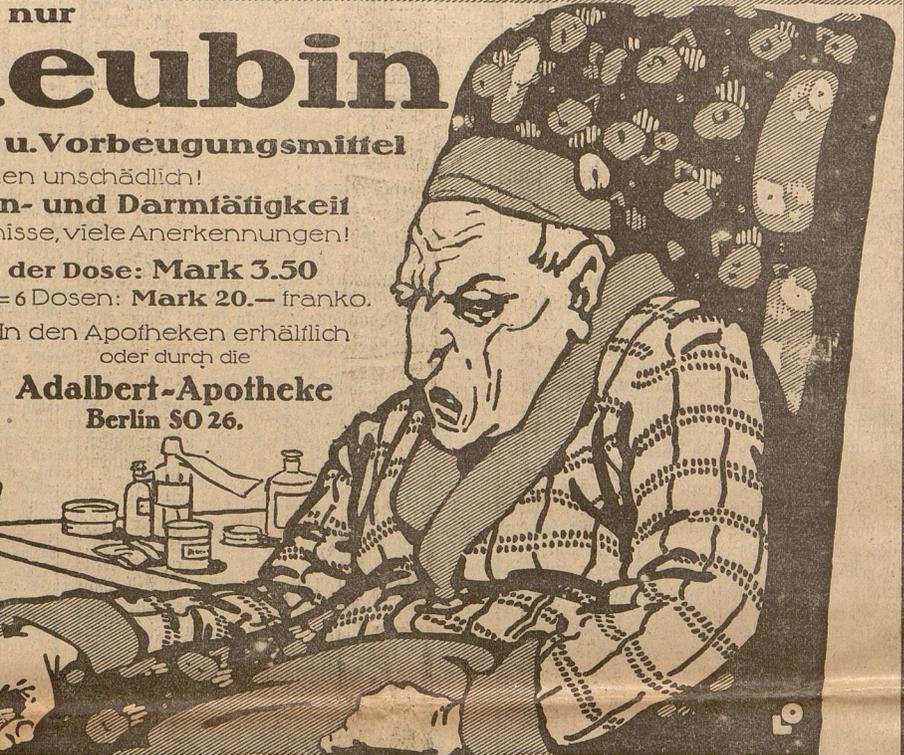
Hundertf. ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

**Preis der Dose: Mark 3.50**

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 20.—** franko.

In den Apotheken erhältlich  
oder durch die

**Adalbert-Apotheke  
Berlin SO 26.**



### Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter. Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . Wolfshüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . Friedberg (Oberbay.). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzzustände traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mir ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . Koshelm. . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehren nur an zwei Stöcken möglich, kam dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen.

Dr. N. . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badeskuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrgen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrgen genommen, verspüre ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Musiknotenmappe mit Notenspult  
„Susanne“

(Patent Frau Joachim-Choigneau)

Preis in Calico M. 4.—

zu beziehen durch

Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW63, Ritterstr. 50.

Zur Aneignung von  
Druckarbeiten

empfiehlt sich die  
Hof-Buch- und Steindruckerei  
von  
Wilhelm Greve

Berlin SW. Ritterstr. 50

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW63, Ritterstr. 50

In unserer Verlage erschien:

**Gebet des Kaisers**

von  
Harry Sheff

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von  
Oscar Pash, Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eisehart, Berlin SW. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW63. — Rotationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW63.